

Kleine anthropologische
Prosaformen der Goethezeit
(1750–1830)

Herausgegeben von
Alexander Košenina und Carsten Zelle

In Verbindung mit
Ute Pott

SONDERDRUCK

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2011
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag
Druck und Bindung: Inprint, Erlangen

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-3-86525-258-6

Inhalt

Alexander Košenina / Carsten Zelle

Einleitung VII

Ingo Breuer

Barocke Vorgeschichte(n). Menschenkunde in
Georg Philipp Harsdörffers *Die Kindermörderin* 1

Katrin Bojarzin

»Die Leser wissen nun, wovon wir uns mit ihnen unterhalten
wollen, nemlich von dem Menschen.« Avisiertes anthropologisches
Erzählen in S. G. Langes und G. F. Meiers Moralischer
Wochenschrift *Der Mensch* (1751–1756) 23

Tanja van Hoorn

Stellers Seebär. Ein Anhang zur *Experimental-Seelenlehre* (1756) 51

Marina Mertens

Olympische Spiele um die Aussetzung des ›Entweder-Oder‹ –
Johann Jakob Engels allegorische Erzählung *Die Göttinnen* 67

Jutta Heinz

Von der Satire zur Beobachtungsgeschichte. Kleine
Prosaformen im Werk Johann Karl Wezels 101

Anett Lütteken

Antike Tugend in empfindsamem Gewand –
Formen und Funktionen der Charakterbilder
im Werk von Christian August Clodius 117

Bettina Wahrig

Anekdote – Fallbericht – Satire: Schreibstrategien
medizinischer und pharmazeutischer Literaten in
Fachzeitschriften des 18. Jahrhunderts 140

Jörg Paulus

›Unverdaute Allusionen‹? Anekdoten und Fallgeschichten bei
Karl August Musäus (Roman, Märchen, Unterhaltungserzählung) 167

Robert Leventhal

Ästhetische Dimensionen der psychologischen Fallgeschichte. Zu
einer Ästhetik der Abweichung und Grenzüberschreitung am Beispiel
von Marcus Herz' *Beschreibung seiner eigenen Krankheit* (1783) 191

Gunhild Berg

Das literarische Tagebuch als fiktionales Protokoll empirischer
Anthropologie. Johann Georg Ludwig Brackebuschs
Tagebuch eines Menschenbeobachters 229

Alexander Košenina

Anthropologische Kriminalfallgeschichte: Karl Müchlers
Diebstahl aus kindlicher Liebe und Goethes Ferdinand-Erzählung 255

Sorina Becheru

Der ›ganze‹ Mensch als ›abenteuerliche‹ Erzählung. Anthropologische
Dimensionen einer narrativen Evolution kleiner Prosaformen in den
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten 271

Ritchie Robertson

Wielands *Hexameron von Rosenhain* und
die Anfänge der deutschen Novellistik 301

Daniel Wilson

Herkules und sein Geliebter. Goethe und »Verbindungen
menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange« 319

Andreas Beck

Verabschiedung sozialpoetisch-anthropologischen Erzählens.
Wilhelm Hauffs *Scheikh von Alessandria* 337

Zu den Autorinnen und Autoren 349

Personenregister 354

W. DANIEL WILSON

Herkules und sein Geliebter

Goethe und »Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange«

Publikationen zum Thema Goethe und Homosexualität drehen sich bisher nur um eine simple Frage: War Goethe schwul? Das gilt für die beiden bisherigen Bücher zum Thema, die von Nicht-Wissenschaftlern verfasst wurden.¹ Es gilt überraschenderweise auch für die meisten wissenschaftlichen Untersuchungen, in denen oft Aussagen in Goethes Dichtungen umstandslos auf die Biographie des Dichters und damit auch auf seine angeblichen sexuellen Praktiken und Präferenzen übertragen werden.² Goethe mag mit mancher Äußerung diesem Anliegen Vorschub geleistet haben – zum Beispiel, als er seine Werke als »Bruchstücke einer großen Konfession«³ bezeichnete. Wo die Forschung aber in anderen Lebensbereichen Goethes, zumal den Beziehungen zu Frauen, nicht mehr ganz so bereit ist, ihm in dieser Fixierung auf die Biographie zu folgen, scheint die Homosexualität eine merkwürdige Ausnahme zu bilden. Die These, Goethe sei schwul, krankt an mehreren methodologischen Problemen. Einmal die Schwierigkeit, von fiktiven Werken auf den Autor zu schließen, insbesondere die grundsätzliche Unterscheidung zwischen fiktiven

1 Karl Hugo Pruys: *Die Liebkosungen des Tigers. Eine erotische Goethe-Biographie*. Berlin 1997; Niels Höpfner: *Goethe und sein Blitz page Philipp Seidel. Zur Homosexualität des Dichterfürsten*. Düsseldorf 2004.

2 Am auffälligsten ist diese Tendenz in der amerikanischen Germanistik, vor allem: Robert Tobin: *Warm Brothers. Queer Theory and the Age of Goethe*. Philadelphia 2000; Susan E. Gustafson: *Men Desiring Men. The Poetry of Same-Sex Identity and Desire in German Classicism*. Detroit 2002. Aber auch der jüngste deutsche (bzw. deutsch-amerikanische) Beitrag geht von der Gleichsetzung eines modernen und frühmodernen Verständnisses der ›Liebe‹ zwischen Männern aus: Katharina Mommsen: *Kein Rettungsmittel als die Liebe. Schillers und Goethes Bündnis im Spiegel ihrer Dichtungen*. Mit einem Nachwort von Ute Maack. Göttingen 2010.

3 Johann Wolfgang Goethe: *Dichtung und Wahrheit*, 2. Teil, 7. Buch. In: Ders.: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe*. Hg. Karl Richter u. a. München 1985–1999 (im folgenden: MA), Bd. 16, 306.

Erzählern bzw. dem lyrischen Ich einerseits, dem empirischen Verfasser andererseits. Dann begegnet man auch dem historischen Problem, dass es den Begriff ›Homosexualität‹ und erst recht ›Homosexueller‹ im 18. und frühen 19. Jahrhundert nicht gab (dazu gleich noch mehr). Und schließlich sind wir mit dem Umstand konfrontiert, dass Goethes sexuelle Neigungen und Erfahrungen letztlich dem Blick des Forschers entzogen sind.

Das Erstaunliche an den bisherigen Arbeiten zum Thema ist jedoch, dass Goethes *Ansichten* zur Homosexualität nur ansatzweise zum Thema wissenschaftlicher Arbeiten gemacht wurden – abgesehen von einer vagen Vorstellung davon, dass er dem Phänomen liberal und aufgeschlossen gegenüberstand.⁴ Goethes Darstellungen der ›griechischen Liebe‹ sind aber viel nuancierter, als diese Forschungen implizieren. Dieses Erkenntnisinteresse einer ersten wissenschaftlichen Untersuchung zu Goethes *Haltung* zur ›griechischen Liebe‹⁵ ist meiner Meinung nach wichtiger als die nicht zu beantwortende Frage nach seiner eigenen sexuellen Präferenz. Schließlich geht es um gewichtige Meinungen zu einem der kontroversesten und aktuellsten Themen unserer Zeit. Dabei ist es jedoch notwendig, ganz nüchtern nur diejenigen Werkstellen zu analysieren, die sich sehr deutlich auf das Thema beziehen lassen. Und das, ohne moderne Vorstellungen von Homosexualität in sie hineinzulesen (wie das bei Texten wie z.B. *Götz von Berlichingen*, *Torquato Tasso* oder gar *Die Wahlverwandtschaften* oft genug getan wurde). Im folgenden werden zunächst einige allgemeine Thesen präsentiert, um dann im Detail auf ein Beispiel, den eingangs zitierten Abschnitt aus *Philostrats Gemälden*, einzugehen.

Eine erste Annäherung bietet die Terminologie. Warum eignet sich der Begriff ›griechische Liebe‹? Nennt diesen doch Hans Mayer in seiner inzwischen klassisch gewordenen Untersuchung *Außenseiter* abschätzig »vornehm euphemistisch«. ⁶ Der Terminus bietet aber erstens eine notwendige Alternative zu ›Homosexualität‹; ›griechische Liebe‹ signalisiert die Unterscheidung zum modernen Verständnis einer ›homosexuellen‹ Pathologie (Freud) bzw. Identität (Foucault). Er war zweitens die häufigste Bezeichnung im 18. Jahrhundert für

4 Dazu vor allem die vorzügliche Arbeit von Paul Derks: *Die Schande der heiligen Pädastie. Homosexualität und Öffentlichkeit in der deutschen Literatur 1750–1850*. Berlin 1990.

5 Das Buch des Verfassers zu diesem Thema erscheint 2012 im Berliner Insel-Verlag.

6 Hans Mayer: *Außenseiter*. Frankfurt am Main 1975, 171.

gleichgeschlechtliche Liebe (neben dem pejorativen und juristischen Begriff ›Sodomie‹ bzw. ›Sodomiterey‹ und der ungenauen Bezeichnung ›Knabenliebe‹ bzw. ›Päderastie‹). Drittens drückt der Begriff ›griechische Liebe‹ eben den Umstand aus, dass die gleichgeschlechtliche Liebe im 18. Jahrhundert besonders vor dem Horizont der Antike gesehen wurde – was am Beispiel Goethe noch konkretisiert werden soll. Viertens können unter ›griechische Liebe‹ sowohl ungleiche (Mann/Knabe) wie gleiche Beziehungen, auch alle Spielarten der Freundschaft und Liebe (auch nicht-sexuelle) verstanden werden.

Dabei sind noch einige Aspekte der ›griechischen Liebe‹ im 18. Jahrhundert relevant, die kurz genannt seien: (a) Die Frage der ›homosexuellen Identität‹ ist umstritten. Verstanden sich Männer, die andere Männer bzw. Knaben beehrten, als anders, und wenn ja, in welcher Weise? Ging es nur um ihr Verständnis, dass sie gegen geltendes Recht und gesellschaftliche bzw. religiöse Normen verstießen, oder meinten sie auch, ihre Persönlichkeit sei anders als die ›normaler‹ Menschen? Wurde diese Frage bis vor kurzem weitgehend in dem Sinne beantwortet, dass es im 18. Jahrhundert noch keine homosexuelle ›Identität‹ gab, so fällt nun die Antwort zunehmend differenzierter aus.⁷ (b) Man kann oft lesen, dass im 18. Jahrhundert die Homosexualität akzeptiert wurde. In dieser Form ist die Behauptung unhaltbar: die ›griechische Liebe‹ wurde juristisch, kirchlich, sozial und philosophisch tabuisiert. Es ist aber in der Tat eine zunehmende Toleranz zu konstatieren, und zwar als Ergebnis der Aufklärung (z.B. wurde die Todesstrafe, die für Sodomie vorgesehen war, kaum angewendet). Der Begriff ›Sünde‹ für Sodomie wurde zunehmend durch das säkularisierte ›Laster‹ ersetzt. Am Anfang des 19. Jahrhunderts ist dann wieder eine Umkehr zur Intoleranz zu konstatieren, u.a. im Zeichen des Nationalismus (der berühmte Fall J. von Müller ist dafür der beste Beleg).⁸ (c) Antike Vorbilder dominierten in der Wahrnehmung der gleichgeschlechtlichen Liebe. Diese Wahrnehmung ist Teil der allgemeinen Dominanz antiker Vorbilder im kulturellen Leben der Aufklärung. Damit wurde es zunehmend unmöglich, die ›griechische Liebe‹ aus dem modernen Verständnis der Antike auszublenden. (d) Der fundamentale Unterschied der ›griechischen Liebe‹

7 Außer der Einleitung zu der in Anm. 6 angeführten Untersuchung seien hier noch diejenigen von Tobin und Gustafson (= Anm. 2) angeführt, die weitgehend eine homosexuelle Identität im 18. Jahrhundert nachzuweisen suchen.

8 Siehe dazu vor allem Derks: *Schande* (= Anm. 4), 295–369.

zum empfindsamen Freundschaftskult muß eigens betont werden. Schon abhängig von der Empfindsamkeit lassen sich aber auch Gebräuche festhalten, die aus *heutiger* Perspektive auf Homosexualität schließen lassen würden (wenigstens in der westlichen Welt), damals aber nicht: Beispielsweise war das Küssen unter Männern nachweislich gängig und mußte an und für sich keine homoerotischen Konnotationen haben.⁹

Vorweg einige Hauptthesen zu Goethes Haltung gegenüber der ›griechischen Liebe‹, die an dieser Stelle nicht alle erläutert werden können: 1.) Bei Goethe ist insgesamt eine positive Darstellung gleichgeschlechtlicher Liebe zu konstatieren, er nennt es selbst eine ›liberale Gesinnung‹; auffallend häufig verwendet er dafür Vokabeln wie ›schön‹, ›anmutig‹ und ›liebenswert‹. 2.) Goethe erklärt die griechische Liebe durch die angeblich zweckfreie Schönheit des Mannes im Gegensatz zur Frau; so erschließt er die griechische Liebe für die klassizistische Ästhetik. 3.) Im Allgemeinen findet man bei Goethe die Tendenz – die allerdings nicht konsequent durchgeführt wird – zur Betonung egalitärer, machtfreier Beziehungen, in denen die Gefühle des in der Tradition seit der Antike stimmlosen Knaben Ausdruck finden. Waren in der Antike und in vieler Hinsicht auch bis in die Moderne die Machtverhältnisse so gestaltet, das der etwas ältere ›Liebende‹ (*erastēs*) aktiv und dominant war, der ›Geliebte‹ (*erōmenos*) passiv und unterwürfig, so dreht Goethe dieses Schema um. Der ›Geliebte‹ wird zum ›Liebenden‹ und umgekehrt. 4.) Goethe lehnt grundsätzlich das ›closet‹ ab, also die Verheimlichung der homoerotischen Präferenz. Er drängt vielmehr zum ›unnachlässlichen‹ Öffentlichmachen solcher Zusammenhänge bei berühmten Zeitgenossen. 5.) Er klammert antike Vorstellungen liebender Männerpaare als tyrannenfeindlich (die Tyrannenmörder Harmodius und Aristogeiton; ›heilige Kohorte‹ von Theben) aus seiner Interpretation der gleichgeschlechtlichen Liebe aus – er entpolitisiert das Thema also. 6.) Gelegentlich sind Widersprüche in Goethes Haltung zur gleichgeschlechtlichen Liebe vorhanden, aber nur in nicht zur Veröffentlichung vorgesehenen Texten: Gelegentlich übernimmt er traditionelle Bezeichnungen wie ›unnatürlich‹, ›Verirrung‹, ›Laster‹; er äußert auch Vorbehalte gegenüber dem sexuellen Vollzug der gleichgeschlechtlichen Liebe; oder er assoziiert die ›griechische Liebe‹ mit ›Aufopferung‹ und Tod.

9 Vgl. Verf.: »But is it Gay? Kissing, Friendship and ›Pre-Homosexual‹ Discourses in Eighteenth-Century Germany«. In: *Modern Language Review* 103 (2008), 767–783.

Als Hintergrund zu dem zu untersuchenden Prosatext Goethes soll erst einmal ein Manuskript aus dem Umfeld der *Venezianischen Epigramme* herangezogen werden, die Goethe hauptsächlich während seines fast zweimonatigen Aufenthalts in Venedig im April und Mai 1790 konzipierte. Die Überlieferung der Texte steht vor einer besonderen Problematik, die am Ende des 19. Jahrhunderts geschaffen wurde. Offenbar standen dem Herausgeber des 1887 erschienenen ersten Bandes der *Sophienausgabe*, Gustav von Loeper, noch alle Manuskripte der *Epigramme* zur Verfügung, aber er sah von einer Veröffentlichung der sexuell und konfessionell anstößigsten ab. Bis zum Tode der Großherzogin Sophie im Jahre 1897 wurden dann, offenbar auf ihre Veranlassung hin, die rüdesten Texte mit Messer, Schere und Radiergummi bereinigt – nur mit Mühe konnten die Herausgeber der nach dem Tod der Großherzogin erarbeiteten Bände einige Texte aus den inzwischen ›freigegebenen‹ Manuskripten rekonstruieren.

Ich möchte hier als Beispiel für die Aspekte, die durch die Linse der Antike sichtbar werden, Manuskriptseiten heranziehen, die erstaunlicherweise nie in der Untersuchung des Themas ›Goethe und die griechische Liebe‹ berücksichtigt wurden, obwohl sie dafür von grundlegender Bedeutung sind und schon in der *Sophienausgabe* veröffentlicht wurden (allerdings erst 1914, im Anhang des letzten Werk-Bandes 53, und dort mit Fehlern). Es handelt sich um das Notizheft, das Goethe offenbar im März 1790, also noch auf der Reise von Weimar nach Venedig, anzulegen begann. Die Einträge erfolgen fast durchgängig mit Bleistift, was dem Eifer der Hofdamen der Großherzogin besonders entgegenkam. Was Gerhard Schmid in den 1980er Jahren vorschlug, nämlich ein durch moderne forensische Mittel ermöglichtes Verfahren der Wiederherstellung der ausradierten Texte, hat sich als unrealisierbar erwiesen. Zum Glück wurde aber nicht jede interessante Stelle ausradiert:

Buben aus dem Alter[-]
 thum
 =
 Meister der Schalckheit
 ihr alte verruchten
 verwegenen Heiden
 Schildert die Buben
 Vom Nil Hylas
 Hiazinth
 Giton

Antinous
 Ich be Mir bescheidenen
Kriste
 Waere schon köstlich [unleserl. Wort]
 wenn mir das Kind
 in den Armen ruhte
 Alles fällt mir wieder bey
 diesem Kind ein¹⁰

Goethe bzw. sein lyrisches oder protolyrisches Ich mokiert sich hier über prüde christliche Kritiker der antiken Verruchtheiten und verrät hinter der ironischen Maske des »bescheidenen« Christen – den er ausgerechnet in den *Epigrammen* desavouiert – gerade sein Interesse an den antiken Darstellungen der jünglingshaften Geliebten (*erōmenoi*), den »Buben«. Es handelt sich hier nämlich bei »Hylas« um den Geliebten des Herkules, bei »Hiazinth« um einen Geliebten des Licht- und Dichtungsgottes Apoll, bei »Giton« um den geliebten Sklaven des Encolpius in Petrons berühmtem Roman *Satyrical* und bei »Antinous« um den gefeierten Geliebten des römischen Kaisers Hadrian. Goethe parallelisiert sie mit der sexuellen Attraktion der mädchenhaften Bettine, die in diesem Notizheft wie auch in den publizierten Epigrammen als »Kind« apostrophiert wird.

Mit dieser Parallele zwischen Mädchen und Knaben bzw. Jünglingen betont der Sprecher die *Androgynie* der Bettine wie auch der männlichen Geliebten. Schon der Hinweis auf die »Buben vom Nil« weist auf androgyne Eigenschaften hin. Goethe denkt wohl an Martial, den er in dieser Zeit intensiv las und in den Epigrammen zum Vorbild nahm – einige Epigrammentwürfe sind sogar vorne und hinten in seinem Martial-Exemplar eingetragen. Ein Epigramm Martials, das Goethe in seinem Exemplar mit einem Kreuz versah, lautet:

Wenn mir vielleicht jemand auf meine Bitte hin einen Knaben anbieten könnte,
 dann vernimm, Flaccus, meine Wunschvorstellung von ihm!

10 Goethe- und Schiller-Archiv, 27/60, Bl. 44^v–45^r, hier mit Zeilenbruch wie im Original. Vgl. *Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen*. 133 Bde. in 4 Teilen. Weimar 1887–1919. Teil I, Bd. 53, 350 f., mit den folgenden Lesarten (meine Lesarten an zweiter Stelle): Chilon [?]>Giton; indessen [?]>[unleserliches Wort]. Die Konjektur der Weimarer Ausgabe, »Chilon«, macht nicht nur im Kontext keinen Sinn – Chilon war einer der sieben Weisen Griechenlands, ohne Bezug zur gleichgeschlechtlichen Liebe –, sondern ist auch als Lektüre dieser Stelle unhaltbar.

Erstens soll der Knabe am Nilufer geboren sein:
 Kein Land versteht sich besser auf Frivoles.
 Er soll weißer als Schnee sein: Denn in der bräunlich dunklen Mareotis [d.h. Ägypten]
 ist diese Farbe umso schöner, je seltener sie vorkommt.
 Seine Augen sollen mit dem Glanz der Sterne konkurrieren können und Locken weich
 seinen Hals umwallen;
 gekräuselttes Haar, Flaccus, mag ich nicht.
 Die Stirn sei niedrig, und die leicht gewölbte Nase habe das rechte Maß,
 die Lippen sollen im Rot sich mit Paestums Rosen messen.
 Er soll mich oft anmachen, wenn ich nicht will, und sich mir verweigern, wenn ich will,
 und oft sei er noch hemmungsloser als sein Herr;
 vor Knaben soll er sich fürchten und die Mädchen abweisen;
 Mann sei er für alle anderen, Knabe für mich allein.
 »Ich weiß schon Bescheid, du kannst mich nicht täuschen, denn es stimmt auch nach
 meinem Urteil:
 Genauso war doch«, wirst du sagen, »mein Amazonicus.«¹¹

Nach dieser Aussage von Martial waren Sklavenknaben vom Nil (in Rom war die gleichgeschlechtliche Liebe im Gegensatz zu Griechenland nur mit Sklaven erlaubt) wegen ihrer Frivolität, ihrer spielerischen Sexualität hochgeschätzt. Abgesehen von der spannenden Rassenthematik, auf die ich hier leider nicht eingehen kann, sind zwei weitere Aspekte dieses Martial-Textes festzuhalten. Erstens zeigt er auf eindrückliche Weise die Auflösung der in der Antike normierten Rollen des dominanten Liebhabers und des unterwürfigen Geliebten. Statt die eigentlich vorgeschriebene passive Rolle des Geliebten zu spielen, die vor allem von Sklaven erwartet wurde, werden die ägyptischen Sklaven nach Martials Vorstellungen zu aktiven sexuellen Subjekten, sie verletzen die »Regeln« auf eine für ihn reizende Weise, die den Unterschied zwischen Herrn und Sklaven verwischt. Diese Auflösung traf sich mit Goethes Anliegen in der Darstellung der griechischen Liebe, wie das am auffälligsten im »Schenkenbuch« des *West-östlichen Divans* (1819) sichtbar ist. Der zweite Aspekt ist die Androgynie, die in der physischen Beschreibung des idealen Knaben, aber auch im Namen »Amazonicus« deutlich wird – die männliche Namensform des legendären weiblichen Kriegervolks.

In den *Venezianischen Epigrammen* widmet sich Goethe dem Thema der Androgynie genauer, und zwar anhand der Figur der »Gauklerin Bettine«. Das

11 M. Valerius Martialis: *Epigramme. Lateinisch-deutsch*. Hg. u. übers. von Paul Barié und Winfried Schindler. Zürich 1999, IV, 42.



Abb. 1. Pietro Santo Bartoli (1635–1700), Stich nach Giuliano Romano: *Die Entführung des Hylas durch Nymphen*

Vorbild war bekanntlich die Tochter einer Akrobatenfamilie, deren Vorführungen Goethe in Venedig erlebte. Die fikionalisierte Figur Bettine erscheint in zwölf der publizierten *Epigramme* und in etlichen anderen unpublizierten. Wolfdietrich Rasch, der Bettine einen schönen Artikel widmete, nannte diese Epigramme einen »Subzyklus.«¹² Es ist wichtig zu sehen, dass das Notizheft mit der Stelle über die »Buben aus dem Alterthum« eindeutig im Kontext des Bettine-Zyklus steht; mehrere Bettine-Epigramme stehen im unmittelbaren Kontext der angeführten handschriftlichen Textstelle. Im Zusammenhang mit Bettine und der Androgynie lässt Goethe nun das Thema der griechischen Liebe explizit anklingen, zum Beispiel in Nr. 38: »Kehre nicht, liebliches Kind, die Beinchen hinauf zu dem Himmel, / Jupiter sieht dich, der Schalk, und Ganymed ist besorgt.«¹³ Die Bedeutung ist klar: Nach den Vorstellungen des Sprechers wird Jupiter durch den Blick zwischen die Beine der Bettine

12 Wolfdietrich Rasch: »Die Gauklerin Bettine. Zu Goethes *Venetianischen Epigrammen*.« In: *Aspekte der Goethezeit*. Hg. Stanley A. Corngold u. a.. Göttingen 1977, 115–36. Obwohl er sich mit einigen Texten aus dem Anhang zum 53. Werk-Band der *Weimarer Ausgabe* beschäftigte, ist Rasch nicht auf den Abschnitt »Buben aus dem Alterthum« gestoßen – bzw. er hat ihn ignoriert oder nicht verstanden.

13 MA 3.2, 133.

erregt, und Ganymed macht sich Sorgen, dass der Herr der Götter wieder auf Frauen- bzw. Mädchenjagd ausgehen und ihn, seinen Lustknaben, vernachlässigen wird. Was wie ein netter Witz wirkt, ist im Kontext europäischer Ganymed-Darstellungen fast revolutionär: In sehr wenigen Fällen werden die Gefühle des *Knaben* gegenüber dem Gott zur Sprache gebracht; normalerweise ist Ganymed nur ein passiver und sprachloser Gegenstand der Begierde des Älteren und Mächtigen. Dass Ganymed hier zum empfindenden Subjekt wird, entspricht aber Goethes Anliegen mit Bezug auf die griechische Liebe, wie das auch in anderen Werken zur Darstellung kommt, angefangen mit dem frühen Gedicht *Ganymed*: das Anliegen nämlich, aus dem Geliebten einen Liebenden zu machen und seinen imaginierten Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Was hier aber wie eindeutige Konkurrenz zwischen hetero- und homosexueller Liebe aussieht, erweist sich als komplizierter, wenn wir die Androgynie der Bettine bedenken, die, wie es im Epigramm Nr. 36 heißt, als »Urbild« der »Bübchen« gilt, darunter einer Mundschenk-Figur, die in Nr. 36 beschrieben wird und an Ganymed erinnert. Weil die begehrte Bettine androgyn ist, drängt sich die Frage auf: Ist es das Mädchen oder der Knabe in Bettine, der/die den Jupiter reizt? Ob das ein ›heterosexueller‹ oder ›homosexueller‹ Trieb ist, bleibt letztlich unbestimmbar und unwichtig. Bettine wird in den *Epigrammen* außerdem wiederholt mit einem Engel verglichen, und Mignon behauptet in Goethes Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* von Engeln: »Sie fragen nicht nach Mann und Weib«. ¹⁴ Androgynie und griechische Liebe sind hier, wie so oft, miteinander verquickt. Dasselbe gilt bei Goethe auch für ›Homosexualität‹ und ›Heterosexualität‹.

Nun möchte ich fast dreißig Jahre vorspulen, zu einem sehr interessanten Text, der, genauso wie das venezianische Notizheft, im Zusammenhang mit der griechischen Liebe nie beachtet wurde: die 1819 publizierte Sammlung *Philostrats Gemälde*. Der Text ist zum größten Teil eine sehr freie Übersetzung der *Eikones* der spätgriechischen Rhetoren Philostratos, Vater und Sohn. Bei den *Eikones* handelt es sich um die angebliche Beschreibung von inzwischen nicht mehr vorhandenen (oder nur fiktiven) Gemälden in einer Villa in der Nähe von Neapel. Ein Teil von einem dieser Gemälde wird so beschrieben: »Im Vorsaal Jupiters spielen Amor und Ganymed, dieser an der phrygischen Mütze, jener an Bogen und Flügeln leicht zu erkennen; ihr Charakter unter-

14 8. Buch, 2. Kap., MA 5, 517.

scheidet sie aber noch mehr. Deutlich bezeichnet er sich beim Würfelspiel das sie am Boden treiben. Amor sprang schon auf, den andern übermütig verspottend. Ganymed hingegen, von zwei überbliebenen Knöchelchen das eine so eben verlierend, wirft furchtsam und besorgt das letzte hin. Seine Gesichtszüge passen trefflich zu dieser Stimmung, die Wange traurig gesenkt, das Auge lieblich, aber getaucht in Kummer. Was der Künstler hiedurch andeuten wollte, bleibt Wissenden keineswegs verborgen.¹⁵ Nun zeigt ein Vergleich mit dem Original bzw. mit den lateinischen und französischen Übersetzungen, die Goethe benutzte, dass ausgerechnet der letzte, geheimnisvolle Satz dort nicht enthalten, also Goethes Erfindung ist.¹⁶ Was kann er aber bedeuten, und was ist überhaupt in dieser Szene los? Es fällt auf, dass im erwähnten venezianischen Epigramm Nr. 38 und auch in diesem Text Ganymed »besorgt« ist, und in beiden Fällen geht es um Jupiter. Das ist eine auffallende Übereinstimmung, die nicht durch den griechischen Urtext des Philostratus zwingend gegeben ist. Diese Übereinstimmung würde suggerieren, dass Goethe eine Selbstreferenz einbaute und dass die im Epigramm Nr. 38 angedeutete Konkurrenz zwischen »Heterosexualität« und »Homosexualität« auch in *Philostrats Gemälden* eine Rolle spielt. Das heißt konkret, Ganymed und Amor haben eine Wette abgeschlossen, und wenn Amor gewinnt, darf er seine Pfeile auf Jupiter abschießen, der nun wieder einmal auf sexuelle Abenteuer ausgehen wird, vermutlich Frauenabenteuer. Es müssen aber nicht Frauen sein; Amors Pfeile stifteten auch Liebe zwischen Männern und Knaben. Das Entscheidende ist nicht, ob Jupiter eine Frau oder einen Knaben verführen wird, sondern dass Ganymeds Gefühle, seine Angst und seine Eifersucht im Mittelpunkt stehen, und zwar in beiden Texten: Er ist »besorgt«.

Für diese Deutung spricht auch, dass Goethe zwei andere Faktoren auslässt, die in anderen Quellen vorkommen und den Verlust als besonders schmerzhaft erscheinen lassen würden: Würfel aus Gold, und Betrug Amors im Spiel. Goethe benutzt diese »Erklärungen« für Ganymeds Besorgnis nicht, so dass das Geheimnis noch rätselhafter wird. Aber gerade Goethes neu hinzugefügter Hinweis, »Wissende« würden die Ereignisse durchschauen, stellt die Auflösung des Geheimnisses als das Arkanwissen einer Art von Elite hin, das

15 Goethe: »Prolog der Argonautenfahrt«. In: Ders.: *Philostrats Gemälde*, MA 11.2, 449–494, hier: 469.

16 Zur genaueren Begründung vgl. die in Anm. 6 angeführte Untersuchung.

auf Unsagbares oder Ungehöriges hindeutet, und das löst das Rätsel für uns. Denn mit diesem Hinweis sind wir bei der Frage des Publikums der Gemäldebeschreibung in *Philostrats Gemälde*. Und Goethes Erzähler beschreibt die Redesituation Philostrats, die gleichzeitig auch als die eigene imaginiert wird, wie folgt: »Zuerst also wird vorausgesetzt [...], dass man den Redner loben müsse wegen des zeitgemäßen Gedankens sie in Gegenwart von wohlgebildeten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben auszulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu erteilen.«¹⁷ Auch hier geht Goethe über seine Quelle hinaus, die nur von einem zehnjährigen Knaben, dem Sohn des Hauses, und Jünglingen als Publikum berichtete. Die Formel »wohlgebildete Jünglinge« ist eine Assoziation mit Winckelmann, den Goethe auch kurz vorher im Text genannt hatte. In der wohl skandalösesten Schrift Winckelmanns, die an einen jungen Mann gerichtet war, in den sich Winckelmann verliebt hatte, bestimmt er das ideale kunstpädagogische Verhältnis zwischen einem Kunstverständigen (wie ihm selbst) und dem für die Kunst am meisten Aufgeschlossenen: »Bei angehender Jugend ist diese Fähigkeit [d.h. der Empfindung des Schönen], wie jede Neigung, in dunkle und verworrene Rührungen eingehüllet [...]. Es ist dieselbe in wohlgebildeten Knaben eher, als in andern, zu suchen, weil wir insgemein denken wie wir gemacht sind [...].«¹⁸ In Winckelmanns und in Goethes Schriften sind die rhetorischen Verhältnisse frappierend ähnlich: Ein in der Kunst erfahrener Mann führt »wohlgebildete« Knaben bzw. Jünglinge durch die bedeutendsten Sammlungen der bildenden Künste in Italien und lässt mit seinen Beschreibungen ihre angeborene »Fähigkeit der Empfindung des Schönen« sich entwickeln. Der homoerotische Kontext auch der Redesituation in Goethes Bildbeschreibungen ist deutlich, besonders mit dem Bezug auf die offen homoerotische Schrift Winckelmanns. Das unterstreicht auch die homoerotische Referenz des Würfelspiels zwischen Amor und Ganymed, über dessen Bedeutung »Wissende« sozusagen im Bilde sind. Und immer im Blick: die Gefühle des geliebten Knaben Ganymed.

In einem weiteren Abschnitt konnte Goethe diese Betonung auch anhand einer eigenen Gemäldebeschreibung gestalten, die Philostrat nicht ver-

17 MA 11.2, 450.

18 Johann Joachim Winckelmann: *Abhandlung von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst, und dem Unterrichte in derselben* (1763). In: Ders.: *Kleine Schriften – Vorreden – Entwürfe*. Hg. Walther Rehm, Einf. von Hellmut Sichtermann. 2. Aufl. Berlin 2002, 215 f.

pflichtet ist. Trotz des Titels *Philostrats Gemälde* fügte Goethe nämlich auch freie Beschreibungen antiker und sogar moderner Bilder ein, die bei Philostrat nicht vorkommen – diese sind als eigenständige Bildbeschreibungen Goethes eher vernachlässigt. Dazu gehört der Abschnitt »Hercules und Hylas«. Hylas war ja einer der »Buben aus dem Altertum« in Goethes Viererliste, ja sogar der erste dort. Dieser Text aus *Philostrats Gemälde* ist auch der einzige überlieferte, in dem Goethe die gleichgeschlechtliche Liebe mit Bezug auf einen dieser vier Geliebten thematisiert (außer in der Liste selbst). Zunächst möchte ich kurz einen Blick auf das Bild werfen, das Goethe *nicht* beschrieben hat, obwohl er es als Quelle für die Hylas-Thematik angab und sogar selbst besaß: Ein Stich nach dem Raffael-Schüler Giulio Romano (Abb. 1). Die homoerotische Thematik der Hercules-Hylas-Episode ist hier explizit, aber in andere Figuren verlegt: zwei Faunen und zwei Nymphen. Es könnte also die Deutlichkeit der homoerotischen Thematik in diesem Stich sein, die Goethe dazu bewogen haben, es nicht zu beschreiben; das würde mit seiner sonstigen Zurückhaltung in der Darstellung von Sexualität in gleichgeschlechtlichen Beziehungen übereinstimmen. Aber andere Gründe waren wohl eher bestimmend. Beim gewählten Bild (Abb. 2)¹⁹ handelt es sich um einen Stich nach einem echten antiken Gemälde, nämlich einem Wandgemälde, das während der Ausgrabungen der vom Vesuv-Ausbruch im Jahre 79 n. Chr. verschütteten Stadt Herculaneum freigelegt wurde – das entspricht der Absicht in *Philostrats Gemälde*, eben antike Werke zu beschreiben. Der Herculaneum-Stich, nach einer italienischen Vorlage, ist minderwertig, aber wenigstens ist er klar und deutlich, und die Vorlage gilt als bedeutendes Werk. Goethes Beschreibung folgt dem Bild in den meisten Einzelheiten.

Herkules wird als »liebender« dargestellt, Hylas als dessen »Liebling« – das ist durchaus traditionell im Sinn der Antike, nach der der jüngere Partner der eher passive, rezeptive (sexuell: der penetrierte) ist. Aber gegenüber

19 Nach: *Abbildungen der Gemälde und Alterthümer, in dem Königlich Neapolitanischen Museo zu Portici, welche seit 1738 sowohl in der im Jahr Christi 79. verschütteten Stadt Herculaneum, als auch in Pompeji und in den umliegenden Gegenden an das Licht gebracht worden, nebst ihrer Erklärung von Christoph Gottlieb von Murr. Nach den Original-Kupferstichen in Contorni verfertigt und herausgegeben von Georg Christian Kilian.* 8 Bde. Augsburg 1777–1799, Bd. 4 (1779), Tafel 6; das Original aus Herculaneum ist heute im Museum von Neapel, Inv.-Nr. 8864.

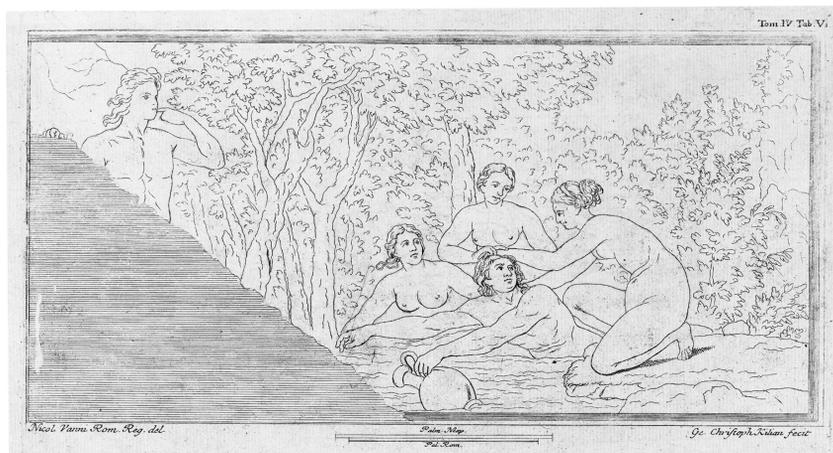


Abb. 2. Georg Christian Kilian, Stich (1779) nach einem Wandgemälde in Herculeaneum: Die Entführung des Hylas durch Nymphen.
 Druck mit Genehmigung von Cambridge University Library

der literarischen Hauptquelle, Theokrits 13. Idylle²⁰, stellt Goethe den Hylas vertieft dar, der »Knabe« hat deutliche Gefühle. Diese richten sich allerdings nicht gegen seinen Freund, sondern nur gegen die Nymphen, die »holdseligen Feindinnen«, von denen die erste, die »gefährlichst[e]«, der Gegenstand seines Blickes ist. Der Altertumswissenschaftler Richard Hunter vertritt die Ansicht, in der Hauptquelle für die Hercules-Hylas-Geschichte, die auch Goethe gewiss kannte, stelle Theokrit den Übergang eines griechischen *erōmenos*, also jugendlichen Geliebten, zum Mannesalter dar, das heißt aber auch: zur Heterosexualität.²¹ In der anderen Hauptquelle, der *Argonautika* des Apollonius von Rhodos, wird entsprechend eine ›Trauung‹ mit der Nymphe sprachlich angedeutet. Dieser Übergang zur Heterosexualität würde einem literarischen Muster des 18. Jahrhunderts entsprechen, in dem homoerotische Momente nur Episoden in der Entwicklung des Protagonisten zur heterosexuellen Ehe

20 Theokrit. *Gedichte. Griechisch – deutsch*. Hg. u. übers. von Bernd Effe, Zürich 1999; Goethe besaß die lateinische Übersetzung *Theocriti Idyllia ex recensione Valkenaerii cum scholiis selectis scholarum in usum edita*. Gotha 1789.

21 Richard Hunter: *The Argonautica of Apollonius. Literary Studies*. Cambridge 1993, 41. Vgl. Apollonios von Rhodos: *Das Argonautenepos*. Hg., übers. und erl. von Reinhold Gleis und Stephanie Natzel-Gleis. Darmstadt 1996, Bd. I, 1228–1239.

bleiben: Prominente Beispiele sind die Romane von Wilhelm Heinse, *Ardinghella und die glückseligen Inseln*, und von Friedrich Schlegel, *Lucinde*. Das Verlangen des Hylas nach den Nymphen in Goethes Interpretation ist von desto größerer Bedeutung, als es in keiner seiner Quellen – Theokrit, Apollonius oder dem vorliegenden Stich – vorhanden ist. Und in diesen Vorgängertexten wäre der ›Verrat‹ des Hylas an seinem Liebhaber eher verständlich, da dort Herkules eine zutiefst zweideutige, in vieler Hinsicht ziemlich brutale Figur ist. Aber das nimmt Goethe nicht auf und begründet deshalb die innere Abwendung Hylas' von Hercules so nicht.

Wenn aber Goethe die Abwendung des Geliebten – von der gleichgeschlechtlichen Liebe weg und zur ›heterosexuellen‹ Normativität hin – darstellt, dann muss man gestehen, dass dieser Schritt zur ›Heterosexualität‹ kein glücklicher ist. Der dämonische Aspekt der Wasserfrau ist sehr deutlich – genau wie in Goethes Ballade *Der Fischer* aus dem Jahre 1778, eine bemerkenswerte Kontinuität in den Vorstellungen des Dichters. In beiden Fällen wird keine Erklärung für das Verhalten der Wasserfrauen gegeben, außer der nackten Lust. Bei Theokrit und Apollonius heißt es, die Nymphen seien von der blendenden Schönheit des Jünglings angezogen, aber diese Erklärung fehlt bei Goethe. Die Begierde der Frau ist bedrohlich, unerklärlich, atavistisch. Die Liebe zur Frau birgt mehr Gefahr als die gleichgeschlechtliche Liebe – ein Muster, das uns auch im »Schenkenbuch« des *West-östlichen Divans* begegnet, der im selben Jahr wie *Philostrats Gemälde* publiziert wurde. Es scheint sogar, dass Hylas für seinen heterosexuellen Betrug an Herkules bestraft wird – obwohl freilich auch Herkules das Opfer ist. Und sein Leiden ist es, das Goethe letztlich an eine exponierte Stelle rückt, indem er den Text damit schließt.

Zuletzt noch ein kurzer Blick auf ein Beispiel dafür, wie diese Perspektiven auch kanonische literarische Werke Goethes beleuchten können. In Goethes Roman *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (Fassung 1829) kommt eine merkwürdige Episode vor, die mehrere Interpreten als homoerotisch bezeichnet haben, nämlich die jugendliche Freundschaft Wilhelms mit Adolph. Auch hier ertrinkt ein Geliebter im Zusammenhang der gleichgeschlechtlichen Liebe. Adolph, heißt es in Wilhelms Bericht über seine Jugend, »[hatte] mich bei seinem ersten Auftreten gleich besonders angezogen«. Sie schwimmen nackt, und nachdem sie aus dem Wasser steigen, ereignet sich, was die die meisten Ausleger als homoerotisch gesehen haben: »[...] als er sich heraushob, sich

aufrichtete im höheren Sonnenschein sich abzutrocknen, glaubt' ich meine Augen von einer dreifachen Sonne geblendet, so schön war die menschliche Gestalt von der ich nie einen Begriff gehabt. Er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit zu betrachten. Schnell angekleidet standen wir uns noch immer unverhüllt gegeneinander, unsere Gemüter zogen sich an und unter den feurigsten Küssen schwuren wir eine ewige Freundschaft.«²²

Am selben Tag lernt Wilhelm ein Mädchen kennen, empfindet eine Neigung zu ihr – aber auch Schuldgefühle gegenüber dem abwesenden Adolph. Dieser ertrinkt aber gerade in dem Augenblick, wo Wilhelm sich in einem schönen Garten mit dem Mädchen unterhält. Parallelen zur Hylas-Episode drängen sich auf, und die Situation des verzweifelten Suchens nach dem ertrunkenen Geliebten ist ganz ähnlich: »Hercules und Hylas«: »Hercules als liebender Jüngling drängt sich durchs Dickicht, er hat den Namen seines Freundes wiederholt gerufen. Hylas! Hylas! tönt es durch Fels und Wald und so antwortet auch das Echo: ›Hylas! Hylas!‹«²³

Wilhelm Meisters Wanderjahre: »Es dämmerte schon als wir uns der Waldecke wieder näherten, wo der junge Freund meiner zu warten versprochen hatte. Ich strengte die Sehkraft möglichst an um seine Gegenwart zu erforschen; als es mir nicht gelingen wollte lief ich ungeduldig der langsam schreitenden Gesellschaft voraus, rannte durchs Gebüsch hin und wieder. Ich rief, ich ängstigte mich; er war nicht zu sehen und antwortete nicht; ich empfand zum erstenmal einen leidenschaftlichen Schmerz, doppelt und vielfach.«²⁴

Die Unterschiede sind deutlich, aber auch die Ähnlichkeiten: Ein Jünglicher läuft »durchs Dickicht« bzw. »durchs Gebüsch« am Ufer in der Suche nach seinem Geliebten, der, ihm unbekannt, ertrunken ist, und ruft dabei nach ihm. Der auffallendste Unterschied liegt im ›Opfer‹: in der Hylas-Geschichte ist es der Geliebte, der dem Reiz einer Frauengestalt unterlegen ist und dafür sterben muß; in *Wilhelm Meister* ist es der Liebende, der Erzähler Wilhelm, der sich mit einem Mädchen abgibt, während sein Geliebter schuldlos ertrinkt. Dass der Tod Adolphs als Bestrafung für Wilhelms heterosexuellen Ausrutscher steht, ist schon vom Goethe-Biographen und Psy-

22 MA 17, 501 f.

23 MA 11.2, 487.

24 MA 17, 503.

choanalytiker Kurt Eissler gesehen worden.²⁵ Ein Detail kann diese These aus der Perspektive der gleichgeschlechtlichen Liebe untermauern. Wilhelm spaziert mit dem Mädchen in einem herrlichen Garten: »Meine Begleiterin war schön, blond, sanftmütig, wir gingen vertraulich zusammen, faßten uns bald bei der Hand und schienen nichts besseres zu wünschen. So gingen wir an Tulpenbeeten vorüber, so an gereihten Narzissen und Jonquillen; sie zeigte mir verschiedene Stellen, wo eben die herrlichsten Hyazinthenglocken schon abgeblüht hatten.«²⁶ Hyazinth ist aber ein Name aus Goethes Viererliste der »Buben aus dem Alterthum«: der Geliebte des Apoll, der einigermassen durch dessen Schuld stirbt, aber auch in Folge des Eindringens eines Dritten; Apollo verwandelt den Hyazinth daraufhin in die Blume, deren Markierungen die Zeichen seiner Trauer zeigen. Und gerade als Wilhelm und das Mädchen die verwelkten Hyazinthen betrachten, ertrinkt Adolph. So subtil deutet Goethe an, dass Wilhelms ›Verrat‹ an Adolph an dessen Tod schuldig ist. In beiden Fällen, der Adolph- und der Hylas-Geschichte, ist die Liebe zum Jüngling die »ursprüngliche«, die Liebe zur Frau die Störung, der Verrat, die Gefahr, der Tod. Beide Texte tendieren aber auch dazu, die griechische Liebe vom antiken Muster zu distanzieren, denn in der Antike hatte der Geliebte im allgemeinen keine Stimme, keine Subjektivität, keine Gefühle.

Alexander Košenina schreibt zur literarischen Anthropologie: »Für lange Zeit zum letzten Mal steht so der *ganze* Mensch zur Disposition – als untrennbare Einheit von Empfinden und Erkennen, Leib und Seele, Sinnlichkeit und Vernunft, Natur und Kultur, Determination und Freiheit.«²⁷ Goethe hätte vermutlich hinzugesetzt: Der ganze Mensch als untrennbare Einheit von männlichen und weiblichen Eigenschaften und als sexuelles Subjekt ohne die historisch gewachsenen Einschränkungen der Triebe. Goethe schreibt folgendes über die Antike im Abschnitt »Freundschaft« seines Winckelmann-Buches: »Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfan-

25 Eissler, K.[urt] R.: *Goethe. Eine psychoanalytische Studie 1775–1786*. 2 Bde. Hg. und übers. von Rüdiger Scholz. München 1987 (engl. Originalausgabe: Detroit 1963), Bd. 2, 1597.

26 MA 17, 502.

27 Alexander Košenina: *Literarische Anthropologie. Die Neuentdeckung des Menschen*. Berlin 2008, 10.

ge kennen lernen, sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.«²⁸ Damit meint Goethe aber die gleichgeschlechtliche Liebe, wie aus dem Kontext deutlich hervorgeht. Hier wäre sehr die Frage, ob die Wissenschaft vom ›ganzen Menschen‹, der menschlichen *Totalität*, die Goethe hier vorführt, sich nicht aus der neuen anthropologischen Wende des 18. Jahrhunderts speist. Schon aus den Erkenntnissen der Völkerkunde, dass, wie Košenina schreibt, »es nicht nur *eine* Natur des Menschen gibt«²⁹, könnte sich ja die Vorstellung einer Vielfalt von *natürlichen* Begierden entwickeln, die nicht in die Zwänge der christlichen Moral passen. Diese Einsichten mussten gegen mächtige soziale Widerstände kämpfen, nicht zuletzt in der Altertumswissenschaft bzw. gegen sie. Altertumswissenschaftler empfanden seit eh und je ein Unbehagen gegenüber der griechischen Liebe, die auch manche Laien zur Ablehnung des ganzen Faches führte. Nur vier Jahre nach Goethes Tod schrieb Heinrich Hössli: »Nach unseren Meinungen und Auslegungen müßte das Studium der Antike eigentlich ein gefährliches Bestreben, und London, Paris, Rom und München mit ihren antiken Kunstschätzen gefährliche Orte sein, welche unsere Zeit der reinen Moral und Sittlichkeit mit der Pest der naturabtrünnigen Griechen bedrohen!«³⁰ Diese Debatte lief jedoch schon seit dem 17. Jahrhundert, vor allem als Streit darüber, ob Sokrates Päderast gewesen sei. Sie erinnert auffallend an zwei Phänomene, die ins Blickfeld der Forschung zur literarischen Anthropologie geraten sind: der Diskurs über die Gefahren der Lektüre von schöner Literatur und die damit verbundene, zeitweise aufkommende Obsession mit den Gefahren der Onanie (die oft zusammen mit der ›Knabenliebe‹ unter dem Oberbegriff ›Sodomie‹ erörtert wurde; beides wurde u.a. bevölkerungspolitisch gesehen). Das alles verdiente, von der Forschung zur literarischen Anthropologie beachtet zu werden. Auf jeden Fall scheint die Vorstellung vom ›ganzen Menschen‹ ganz wesentlich ins Programm der Weimarer Klassik zu gehören (man denke noch an den 9. der *Ästhetischen Briefe* Schillers), und für Goethe implizierte dies auch die Perspektive auf »die Verbindungen menschlicher Wesen *in ihrem ganzen Umfange*« (Herv.; W.D.W.).

28 MA 6.2, 353.

29 Košenina: *Literarische Anthropologie* (= Anm. 27), 11.

30 Heinrich Hössli: *Eros. Die Männerliebe der Griechen, ihre Beziehung zur Geschichte, Literatur und Gesetzgebung aller Zeiten. Oder Forschungen über platonische Liebe, ihre Würdigung und Entwürdigung für Sitten-, Natur- und Völkerkunde*. Glarus 1836.

Hercules und Hylas

Der Held als Jüngling begleitet die Argonautenfahrt, einen schönen Liebling, den Hylas an der Seite. Dieser, knabenhaft, Wasser zu holen, steigt in Mysien ans Land, um nicht zurückzukehren. Hier sehen wir wie es ihm ergangen; denn als er unklug, von einem abschüssigen Ufer herab, die klare Welle schöpfen will, wie sie in dichtem Waldgebüsch reichlich hervorquillt, findet es eine lüsterne Nymphe gar leicht ihn hinabzustoßen. Noch kniet sie oben in derselben Handlung und Bewegung. Zwei andere aus dem Wasser erhoben verbünden sich mit ihr, vier Hände glücklich verschlungen sind beschäftigt den Knaben unterzutauchen; aber mit so ruhiger schmeichelnder Bewegung wie es Wellengöttinnen geziemt. Noch ist die Linke des Knaben beschäftigt den Krug ins Wasser zu tauchen, seine Rechte, wie zum Schwimmen ausgestreckt, mag nun auch bald von den holdseligen Feindinnen ergriffen werden. Er wendet sein Gesicht nach der ersten, gefährlichsten, und wir würden dem Maler einen hohen Preis zuerkennen, welcher die Absicht des alten Künstlers uns wieder belebt vor Augen stellte. Dieses Mienenspiel von Furcht und Sehnsucht, von Scheu und Verlangen, auf den Gesichtszügen des Knaben würde das liebenswürdigste sein was ein Künstler uns darstellen könnte. Wüßte er nun den gemeinsamen Ausdruck der drei Nymphen abzustufen, entschiedene Begierde, dunkles Verlangen, unschuldige, gleichsam spielende Teilnahme zu sondern und auszudrücken, so würde ein Bild entstehen, welches auf den Beifall der sämtlichen Kunstwelt Anspruch machen dürfte.

Aber noch ist das Gemälde nicht vollendet, noch schließt sich ein herrlicher unentbehrlicher Teil daran. Hercules als liebender Jüngling drängt sich durchs Dickicht, er hat den Namen seines Freundes wiederholt gerufen. Hylas! Hylas! tönt es durch Fels und Wald, und so antwortet auch das Echo: Hylas! Hylas! Solche trügerische Antwort vernehmend steht der Held stille, sein Horchen wird uns deutlich, denn er hat die linke Hand gar schön gegen das linke Ohr gehoben. Wer nun auch hier die Sehnsucht des getäuschten Wiederfindens ausdrücken könnte, der wäre ein Glücklicher, den wir zu begrüßen wünschen.



